Don Ramiro.

Seebild von Reinhold Werner.

Es war eine herrliche laue Tropennacht. Kein Wölkchen trübte den stahlblauen Himmel, unbewegt lag die mattschimmernde Meeresfläche, und in ihr spiegelten sich die größeren Sterne, während das Licht der kleineren neben dem des Mondes verblaßte, der vom Horizonte bis zu unserem Schiffe einen breiten goldenen Weg auf das Wasser zeichnete. Wir hatten unsere sämmtlichen Segel gesetzt, um jedes Lüftchen aufzufangen, aber vergebens, und wir blieben auf demselben Punkte. Ein von der Küste kommender Hauch, der sich am genäßten Finger kaum fühlbar machte, war nicht kräftig genug, um jene zu schwellen oder das Schiff einen Schritt vorwärts zu treiben. Er trug nur den würzigen Duft zu uns herüber, den Tausende von Blumen und Blüthen nach dem Schwinden der Sonne in die Atmosphäre ausgeströmt, und dessen kostbares Aroma ich mit voller Brust einathmete.

Vom Ufer her schlug leises Rauschen der aufrollenden Wellen an mein Ohr, sonst herrschte überall, tiefes Schweigen, und es schien, als ob man auch am Bord sich scheute, dasselbe zu unterbrechen. Ein Theil der Wachmannschaft lag ruhend auf dem Deck, wenige andere unterhielten sich, aber nur im Flüsterton. Der Ausguckposten vorn auf der Back lehnte über der Verschanzung und schaute traumverloren in die Nacht hinaus, die bei der herrschenden Windstille keine Gefahren barg, deren Nahen Aufmerksamkeit von ihm verlangt hätte. Nicht einmal das Knarren des Steuerrades ließ sich bei der Unbeweglichkeit des Schiffes vernehmen, und man hörte nur den gleichmäßigen Schritt des wachhabenden Offiziers auf dem Hinterdeck, der wie der Takt zu dem eintönigen Rauschen der Wogen dort drüben am Strande erklang.

Wir befanden uns auf dem Wege nach Kuba in der engen Durchfahrt zwischen den Inseln Montserrat und Guadeloupe der kleinen Antillen und kaum eine Meile von letzterer entfernt.

Die silbernen Strahlen des Mondes spielten auf dem hellen Seestrande, auf den Schieferdächern der Häuser und den weißen Mauern der kleinen Hauptstadt der Insel, während im Hintergrunde die Umrisse des Guadeloupe durchziehenden Gebirgsrückens sich scharf gegen den Himmel abzeichneten und aus dem Krater seines höchsten Gipfels, der Souffriere, dunkle Rauchsäulen emporwirbelten, welche dann und wann ein Feuerschein umränderte, der aus dem Innern des stets grollenden Vulkans emporzüngelte.

Ich war zum erstenmal in tropischen Gegenden; der eigenartige Reiz der nächtlichen Scene fesselte mich mit aller Macht, und mit regstem Interesse betrachtete ich durch das Fernrohr lange die im Mondlichte wechselnden Bilder, denen das Halbdunkel etwas Geheimnißvolles und Phantastisches verlieh.

„Darf ich einen Augenblick um Ihr Glas bitten?“ unterbrach meine Beobachtungen die Stimme des Kapitäns, der lesend in der Kajüte gesessen und herangetreten war, ohne daß ich sein Kommen bemerkte.

„Gern“, erwiderte ich, das Fernrohr dem alten Manne reichend, der mir stets sehr wohlwollend gesonnen war, und der so manches Jahr in den westindischen Gewässern durchlebt hatte.

Er suchte eine kurze Zeit am Strande und hielt dann längere Zeit das Glas auf einen bestimmten Punkt gerichtet:

„Ja, ja,“ sagte er, mir dasselbe zurückgebend; „er steht noch immer da, wie ich ihn schon so lange Jahre sah—armer Kerl!“ fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„Was meinen Sie, Kapitän?“ fragte ich in lebhafter Neugier und schaute mit dem Fernrohr nach derselben Richtung. Dort, etwas nördlich von der Stadt, unweit des sie beherrschenden Forts, traf mein Auge auf einen Gegenstand, der sich wie ein dunkles Nachtgespenst von dem weißen Strande abhob, und bei dem unvermutheten Anblick durchzitterte unwillkürlich ein Schauder meinen Körper.

„Was für einen Zusammenhang hat es damit? Sie kennen ihn, das entnahm ich vorhin ihren Worten; oh, Sie müssen mir das erzählen, Kapitän,“ bat ich dringend und dieser willfahrte auch meinem Wunsche.

„Es ist eine traurige Geschichte,“ begann er, „und ich war dabei, ja leider gewissermaßen betheiligt, als sie sich vor einigen vierzig Jahren abspielte, denn so lange ist es wohl her, und ich war damals ein junger Mensch in Ihrem Alter und auch zum erstenmal in dieser Gegend. Wir passirten hier in der schlechten Jahreszeit und mußten dem Sturm und der See jeden Schritt abkämpfen. Als wir Abends durch diese Enge kamen, wehte es hart aus Nordwest und dort drüben der Vulkan spie helle Flammen, wie er es oft bei Unwetter thut. Aus Besorgniß, durch die Strömung auf die Untiefen versetzt zu werden, mußten wir unter Preß von Segeln kreuzen, obwohl die Masten die viele Leinwand kaum zu tragen vermochten und unter ihrem Drucke stöhnten und sich krümmten wie Fiedelbogen.

Schwarze Wolken hingen drohend vom Himmel herunter; es herrschte tiefe Nacht, man konnte keine zehn Schritte weit sehen, und nur das Meer schimmerte in grünlichem Scheine, wenn die Wellen überbrachen und der Sturm ihren Gischt durch die Lüfte und über unser Schiff jagte.

Wir waren gerade dabei, einige Segel zu bergen, da der Wind in den Böen wuchs, als plötzlich der Angstruf des Ausgucks vorn erschallte: „Ruder in Lee! Segler recht voraus!“

Kaum aber waren die Worte aus seinem Munde verhallt, und ehe noch eine Speiche des Ruders gedreht werden konnte, da war auch schon das Unglück geschehen. Mit donnerndem Krachen stießen die Fahrzeuge aufeinander; unser Bugspriet brach wie Glas, ebenso unser gesammtes Oberwerk vorn, aber den Fremden, den wir quer und mittschiffs getroffen, ereilte ein furchtbareres Schicksal. Wir waren bedeutend größer als er, wir hatten ihn gerade durchgeschnitten, und seine beiden Hälften verschwanden sinkend in der Tiefe.

Einen Augenblick standen wir wie starr; das Unheil war zu plötzlich über uns gekommen. Dann aber ertönte das Kommando unseres Kapitäns, die Segel zu bergen, und es war, als ob damit doppelte Kräfte in unsere Glieder zurückströmten. Blitzschnell flogen die Untersegel und der Besan zusammengeschnürt unter Raaen und Gaffel, und das Schiff wurde vor den Wind gebracht, um wieder an den Ort des Zusammenstoßes zu gelangen.

Als wir denselben erreicht zu haben glaubten, warfen wir alle möglichen schwimmfähigen Gegenstände über Bord, um etwaigen Ueberlebenden Gelegenheit zur Rettung zu geben, und machen die Boote zum Gebrauche fertig. In den Böen wehte es schwer, und es stand eine himmelhohe See, so daß ein leichtes Boot kaum in ihr leben konnte, aber wer denkt in solchen Augenblicken daran? Nicht einmal der Kapitän that es, geschweige denn wir übrigen. Auf uns allen lastete es wie ein schwerer Alp, daß wir das Unglück verschuldet hatten, und nun drängte es uns mit Gewalt, dasselbe wieder gut zu machen, soweit dies überhaupt möglich war.

Wir legten das Schiff bei und lauschten gespannt in die Nacht hinaus. Bisweilen glaubten wir menschliche Laute zu vernehmen, aber es war nur das Heulen des Sturmes oder das Brausen einer in der Ferne überbrechenden See.

„Dort höre ich einen Schrei — diesmal irre ich mich nicht!“ rief jetzt der Steuermann erregt, und es war wirklich so. Wir alle hatten ihn vernommen, klar und deutlich klang er zu uns herüber. Der Wind war einen Augenblick eingelullt und eine Täuschung nicht möglich — es konnte nur ein Hilferuf gewesen sein, dort rang ein Mensch mit dem Tode.

„Das Boot hinunter, schnell, Jungens,“ befahl der Kapitän. Wir sprangen hinein, und trotz der heftigen Bewegungen des Schiffes in der aufgeregten See gelang es, ersteres ungefährdet zu Wasser zu bringen. Solange wir uns im Lee unserer Brigg und im Schutze von deren Rumpf befanden, ging auch alles gut. Wir legten uns mit Kraft hinter die Riemen und schossen schnell vorwärts, doch dann kam eine schwere See angerollt. Sie wirbelte uns hoch in die Luft, um uns im nächsten Augenblick wieder tief in das Wellenthal hinabzuwerfen, während ihr Kamm ringsum schäumte und zischte, gierig über unseren niedrigen Dullbord leckte und das Boot zu füllen drohte.

Wieder und wieder schleuderte uns die See wie ein Federball umher; die Umrisse unseres Schiffes verschwanden in der Dunkelheit, und nur das im Sturm flackernde Licht seiner Laterne gab uns einen schwachen Anhalt für die von uns einzuhaltende Richtung. Ueberall umfing uns tiefe Nacht und drohte uns grause Gefahr, aber Niemand achtete ihrer, denn wiederum schlug jetzt jener Hilferuf an unser Ohr, diesmal ganz nahe, aber schwächer, gurgelnd, wie das letzte Stöhnen eines Sterbenden.

„Holt aus, Jungens, was ihr könnt,“ ermunterte uns der Steuermann, „dort auf dem schimmernden Kamm der See scheint mir etwas Dunkles zu treiben — wir sind ganz nahe dabei.“

Wir gaben unsere letzte Kraft aus, die eschenen Riemen bogen sich wie Halme und das Boot schnitt pfeilschnell durch die schäumende Fluth, die ihren Gischt wie glühenden Regen über uns sprühte. Jetzt waren wir in unmittelbarer Nähe des Gegenstandes und hielten inne mit Rudern, während das Boot noch eine Strecke vorausschoß. Er trieb an meinem Platze vorbei; ich ließ meinen Riemen beiklappen und griff nach ihm. Mein Herz pochte laut vor Freude, ich hatte einen Menschen erfaßt, der krampfhaft ein Brett umklammert hielt, und mit vereinten Kräften gelang es uns bald, ihn in das Boot zu ziehen.

Er lebte, aber die Besinnung war ihm geschwunden. Um ihn zu retten, bedurfte es schleuniger ärztlicher Hilfe, doch woher sie nehmen? Jetzt erst kamen wir zum Bewußtsein unserer eigenen bedrohten Lage, die wir bis dahin gar nicht erkannt hatten. Wir waren Tausende von Schritten von unserem Schiffe entfernt und in Lee von ihm; von seiner Laterne sahen wir nur noch dann und wann einen schwachen Schimmer. Bis dahin gegen die schwere See und den Sturm anzurudern, war ein Ding der Unmöglichkeit — wir wären unbedingt vollgeschlagen und gesunken.

Es wehte stellenweise noch härter als zuvor, und unsere einzige Rettung lag in der Hoffnung, das Land und eine seiner kleinen Buchten zu erreichen, in der wir Schutz finden konnten — an der offenen Küste, auf welche hin der Wind stand, wären wir unfehlbar von der Brandung zerschmettert worden.

Aber das Wagniß, so gefährlich es schien, mußte unternommen werden, und mit rasender Schnelligkeit flogen wir dahin vor der See, jeden Augenblick gewärtig, daß eine Welle uns quer werfen und das Boot kentern werde, um uns mit ihm in der dunklen Tiefe zu begraben. Doch eine schützende Hand bewahrte uns; unschädlich rollten die mit donnerndem Brausen überbrechenden Sturzseen unter uns fort, höher und höher sahen wir die Küste vor unsern Augen aus dem Dunkel emporwachsen, verheißungsvoll blitzten Lichter am Lande auf, als wollten sie uns den richtigen Weg zeigen. Dann kamen wir aber in die Brandung, und unser Athem stockte. Ringsum schäumte und kochte und brodelte es wie in einem Höllenkessel; unwillkürlich schlossen wir die Augen, weil wir unsere letzte Stunde gekommen glaubten — doch wo die Noth am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten. Eine sich vorstreckende Landzunge brach plötzlich den gewaltigen Anprall der Wogen; eine ruhige Bucht mit stillem Wasser hatte uns aufgenommen, und nach wenigen Minuten glitt das Boot sanft auf den weichen Sandstrand — wir waren gerettet.

Kaum hundert Schritte vom Ufer entfernt stand ein Gebäude. Wir trugen den noch immer besinnungslosen Fremden hinauf und baten um Hülfe. Es war ein dem Gouverneur gehöriges Landhaus. Er selbst war nicht anwesend, aber die Dienerschaft gewährte das Erbetene bereitwillig. Wir wurden auf's Gastfreundlichste aufgenommen; man räumte dem Kranken ein Zimmer ein und sandte nach einem Arzte.

Seine Verordnungen brachten den Verunglückten wieder zu sich; seine Verletzungen, ein Schlag gegen den Kopf, seien keine schweren, erklärte der Doctor, und er bedürfe nur einer kurzen sorgsamen Pflege, um völlig zu genesen.

Ich erbot mich freiwillig dazu. Ein gewisses Etwas zog mich zu dem Kranken; ich hatte ihn zuerst im Wasser ergriffen, und es war mir, als ob ich dadurch besonderen Theil an ihm hätte.

Während der Nacht lag er ziemlich ruhig, aber meistens mit offenen Augen. An einer goldenen Kette trug er ein Medaillon mit einem Kreuze darunter. Bisweilen erhob er das erstere, um es lange zu betrachten und dann inbrünstig zu küssen. Einige Male auch faltete er seine Hände über dem Kreuz und bewegte leise die Lippen, als ob er betete. In dem Medaillon sah ich das Bild eines schönen jungen Mädchens, und auch der Kranke war ein Mann von seltener Schönheit, in der Blüthe seiner Jahre und von vornehmer Erscheinung. Seine Gesichtszüge verriethen unverkennbar den Spanier, aber während der ganzen Nacht blieb er schweigsam, und ich selbst hielt mich ebenfalls zurück, umsomehr, als ich nicht spanisch verstand. Wenn ich ihm kühlende Umschläge auf den Kopf legte, warf er mir jedoch einen freundlich dankenden Blick zu, wenngleich sich danach wieder tiefe Schwermuth über sein Angesicht lagerte, als ob ein Druck auf seiner Seele lastete.

Gegen Morgen schlummerte er ein, und auch mich überwältigte die Müdigkeit. Das Rasseln eines Wagens vor dem Hause weckte mich, als die Sonne schon ziemlich hoch stand, er brachte den Gouverneur von seinem Ausfluge zurück. Der Sturm hatte nachgelassen, schönes Wetter war zurückgekehrt, und ich sah unser Schiff in der Bucht vor Anker liegen. Da der Kranke noch schlief, ging ich hinaus, um Näheres zu erfahren. Man hatte an Bord große Sorge um uns gehabt und uns verloren geglaubt, bis man in der Frühe beim Kreuzen nahe der Küste unser Boot entdeckte und die Mannschaft wohlbehalten am Strande stehen sah. Der Kapitän wollte einige Tage vor Anker bleiben, um die erlittene Havarie auszubessern, und auf meine Bitte erhielt ich die Erlaubniß, den Verunglückten weiterzupflegen.

Als ich wieder das Zimmer betrat, schien in seinem Befinden eine bedeutende Besserung eingetreten zu sein. Er war wach, wandte sich lebhaft zu mir und redete mich spanisch an, um, als er sah, daß ich die Sprache nicht verstand, mich englisch zu fragen, wie er hierher gekommen sei. Ich gab ihm Auskunft über die Ereignisse der letzten Nacht. Als ich ihm mittheilte, daß wir uns im Hause des Gouverneurs befänden und dieser soeben eingetroffen sei, deckte plötzlich Todtenblässe sein Gesicht. Er erfaßte das Medaillon, preßte es an seine Brust, murmelte einige für mich unverständliche Worte und sank wie vernichtet in die Kissen zurück. Ich erschrak, glaubte an einen Rückfall und schickte mich an, ihm neue Umschläge zu machen, als er sich hastig wieder aufrichtete und meine Hand ergriff.

„Wohin ist Ihr Schiff bestimmt?“ fragte er unvermittelt und aufgeregt, indem seine dunklen Augen in unheimlichem Feuer loderten.

„Wir gehen zuerst nach Jamaika und von dort über Dominika zurück nach Europa,“ erwiderte ich, während er bei dem Worte „Dominika“ lebhaft, aber, wie es mir schien, freudig zusammenzuckte.

„Sie haben mich aus dem Wasser gerettet und mich, einen Ihnen gänzlich Unbekannten, wie einen Bruder gepflegt. Sie müssen ein guter Mensch sein,“ sagte er dann in feierlichem Tone, indem er meine Hand preßte — „wollen Sie auch die letzte Bitte eines Sterbenden erfüllen?“

„Wie kommen Sie dazu, ans Sterben zu denken?“ fragte ich auf das höchste erstaunt. „Sie sind ja auf dem Wege, in kurzer Zeit wieder völlig gesund zu sein.“

„Meine Tage sind gezählt,“ entgegnete er, den Kopf schüttelnd und mit demselben feierlichen Ernst; „ich habe Vertrauen zu Ihnen und wiederhole noch einmal: wollen Sie meine Bitte erfüllen und dadurch einem Unglücklichen in seiner Sterbestunde einen letzten Trost gewähren?“

Ich fühlte mich seltsam durch seine Worte und sein Wesen bewegt, aber antwortete ohne Zögern: „Ich will es gern thun.“

„Dank, Dank!“ tönte es von seinen Lippen, „der liebe Gott segne Sie dafür. Wenn Sie nach Dominika kommen....“

In diesem Augenblicke wurde er durch das Oeffnen der Thür unterbrochen. In Begleitung des Arztes trat der Gouverneur in das Zimmer, um selbst nach seinem Gaste zu sehen. Kaum hatte er jedoch einen Blick auf letzteren geworfen, als er förmlich zurückprallte und in höchster Erregung ausrief: „Was erblicke ich, Don Ramiro hier in meinem Hause?“

„Sie haben recht, Senor, ich bin es, und Sie mögen wohl über diese Fügung erstaunt sein,“ sagte der Angeredete resignirt. „Sie dürfen jedoch diesmal ruhig sein, ich werde nicht wieder entfliehen. Mein Schicksal hat sich erfüllt; heute Nacht habe ich meinen Frieden mit Gott geschlossen und bin bereit, vor ihn zu treten.

Der Gouverneur erwiderte nichts, aber er rief einige Worte durch die Thür, und kurz darauf betraten zwei Soldaten das Zimmer. Für mich war der ganze Vorfall unverständlich, aber ich fühlte mich eigenthümlich beklommen und schlich hinaus.

Kurze Zeit darauf sollte ich leider eine Aufklärung erhalten, die mein banges Empfinden rechtfertigte: Ramiro wurde gefesselt an mir vorüber in das Gefängniß geführt. Bleich, aber gefaßt und in aufrechter Haltung schritt er zwischen den Soldaten dahin, und als er an mir vorbeipassirte, warf er mir einen traurig schmerzlichen Blick zu.

Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht von Ramiros Gefangennehmung durch die Stadt verbreitet. Alt und jung strömte zusammen, um den gefürchteten Seeräuber zu sehen, der jahrelang die westindischen Gewässer unsicher gemacht hatte, von dem sich das Volk grausige Geschichten erzählte, der bereits zweimal auf der Insel gefangen gewesen und ebenso oft auf undegreifliche Weise entflohen war.

Was für ein merkwürdiges Ding ist doch ein Menschenherz! Ich erschrak zwar auf das heftigste, als ich diese unerwartete, schreckliche Kunde erhielt, aber anstatt Abscheu vor dem Räuber und wahrscheinlich auch Mörder zu empfinden, fühlte ich nur tiefes Mitleid mit ihm. Ja, es stieg wie ein Vorwurf in mir auf, als ob ich an seinem Unglücke gewissermaßen mit eine Schuld trüge. Hatten wir darum unter so großer eigener Lebensgefahr mit Sturm und See gekämpft und den Unglücklichen dem Wellengrabe abgerungen, um ihn einem schimpflichen Tode durch den Strang zu überliefern?

Der Gouverneur traf seine Anstalten, um Ramiro nicht zum drittenmal entschlüpfen zu lassen. Bereits am selben Nachmittage erhob sich jener Galgen dort, um den schon längst zum Tode Verurtheilten am nächsten Morgen zu richten.

Am Abend erschien bei uns an Bord ein Gefängnißbeamter, um mich zu dem Spanier zu geleiten. Dieser hatte sich die Erlaubniß dazu als letzte Gunst erbeten, und der Gouverneur sie ihm gewährt. Ich traf den Armen gefesselt und auf das schärfste bewacht, um ein Entrinnen unmöglich zu machen, aber man ließ uns doch eine kurze Zeit allein.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind,“ sagte er, „und Mitleid mit einem Manne haben, der morgen mit Recht durch Henkershand sein Leben verlieren wird. Sie haben versprochen, meine letzte Bitte zu erfüllen, und ich zweifle nicht, daß sie es thun werden. Wenn sie nach Dominika kommen, suchen Sie das Haus des Don Ricardo auf, den jedermann dort kennt, und übergeben Sie jenes Medaillon an dessen Tochter Maria. Sagen Sie ihr, es sei mein Vermächtniß,“ und, fügte er mit zitternder Stimme hinzu, „sie möge für mich beten. Mein Name ist aber nicht Ramiro,“ flüsterte er dann, „ich heiße Manuel Gonzalez. Niemand weiß hier davon, und auch Sie müssen mir versprechen, ihn hier gegen jedermann zu verschweigen, damit die Schande von meiner Familie fernbleibt. In Dominika wird er Ihnen jedoch den Zutritt zu Don Ricardos Haus und zu Maria schaffen. Sie werden dort auch wohl Näheres über meine früheren Schicksale erfahren und mich vielleicht bemitleiden. Sagen Sie Maria, ich sei vom gelben Fieber dahingerafft, die Wahrheit würde die Aermste tödten. Und nun leben Sie wohl,“ schloß er, da in diesem Augenblicke der Gefangenwärter in Begleitung eines Priesters die Zelle betrat, „und nehmen Sie nochmals den innigsten Dank eines Unglücklichen.“

Der Priester händigte mir auf des Gefangenen Wunsch das Medaillon ein. Auf das Tiefste erschüttert verließ ich den Kerker, und in der Nacht floh mich der Schlaf.

Am anderen Morgen verkündete ein Kanonenschuß, daß menschliche Gerechtigkeit Sühne gefordert und gefunden hatte, und eine sündige Seele vor ihrem höchsten Richter stand. Als das Leben entflohen war, hängte man den Leichnam des Gerichteten in Ketten auf.

Zwei Tage darauf gingen wir mit unserm Schiffe in See, aber lange, lange vermochte ich nicht den furchtbaren Eindruck zu verwinden, den das Trauerspiel auf mich gemacht.

Einige Monate später trafen wir in Dominika ein. Es wurde mir nicht schwer, Don Ricardos Haus zu finden; er gehörte zu den größten und angesehensten Grundbesitzern der Insel, und ebenso wurde ich sofort bei seiner Tochter vorgelassen, als ich mittheilte, daß ich mit einer Botschaft von Manuel Gonzalez käme. Ich fand in ihr ein bildschönes, junges Mädchen, wie es das Medaillon zeigte, aber auf ihren Wangen blühten Friedhofsrosen, und ihre bleichen Lippen hatte der Tod geküßt. Als ich ihr das Medaillon einhändigte, wußte sie, was es bedeutete, ehe ich noch weiteres gesprochen, und sank mit einem schmerzensvollen Aufschrei ohnmächtig auf ihren Sessel. Ich holte Hilfe und wollte tieftraurig mich entfernen, als der Vater mich zurückhielt und mich nach den näheren Umständen befragte. Ich berichtete ihm, Gonzalez habe mit mir an Bord eines englischen Schiffes gedient, sei am gelben Fieber gestorben, und seine Leiche in das Meer versenkt worden; damit schnitt ich alle näheren Nachforschungen ab und erfüllte die letzte Bitte des Sterbenden.

Manuel war der Verlobte Marias gewesen und stammte aus einer der ersten Familien Dominikas. Der Sohn des Gouverneurs hatte in trunkenem Muthe jene schwer beleidigt und Manuel in aufbrausender Hitze ihn dafür niedergeschossen. Er mußte fliehen, wurde entdeckt, bahnte sich aber mit fabelhafter Kühnheit kämpfend einen Weg durch seine Verfolger und tödtete bei dieser Gelegenheit zwei der gegen ihn entsandten Häscher. Dann gelang es ihm, die Küste zu erreichen und auf einem Schiffe zu entkommen.

Sein Vaterland war ihm dadurch auf immer verschlossen, er als Mörder gebrandmarkt und die Braut ihm verloren. Die Verzweiflung trieb ihn dann wohl auf den Pfad der Sünde; er wurde Seeräuber und endete auf dem Hochgericht.

Zwei Jahre später kam ich wieder nach Dominika. Don Ricardo war gestorben, sein Haus stand verödet und unbewohnt. Als ich an einem Festtage die Kathedrale besuchte, sang dort eine Schaar Nonnen das ‚De profundis‘. Erschreckt blieb mein Auge auf einer derselben haften. Ich erkannte Maria; sie war noch wunderbar schön, aber der Todesengel schritt ihr zur Seite. Ihr Auge traf mich; ich weiß nicht, ob sie mich erkannte, doch der Blick zitterte schmerzlich in meiner Seele nach, und ich wankte aus der Kirche.

„Seit jener Zeit bin ich viele Male hier durchgekommen,“ schloß der Kapitän, „und ich habe es nie unterlassen können, nach jenem Galgen dort und den Gebeinen des unglücklichen Gonzalez zu schauen. Es ist dann, als ob ich das Kreischen der Ketten vernähme und sähe, wie die in ihnen gebleichten Knochen gespenstisch rasseln. Die Erinnerung an jene schreckliche Nacht und an den Unglücklichen, wird dann stets wieder so lebendig, daß sie mich tagelang quält. Doch,“ wandte er sich jetzt an den Wachhabenden, „dort kommt endlich die Landbrise durch, Steuermann, auf die wir so lange gewartet. Passen Sie auf, daß die Segel nicht back kommen.“

„Wache, klar zum Brassen!“ kommandirte dieser, und die aus ihrer Ruhe aufgescheuchten Matrosen eilten auf ihre Posten. Nach wenigen Minuten füllten die Segel, und leise rauschend durchschnitt der Bug des Schiffes die Wasserfläche. Als ich mich umsah, war der Kapitän in seiner Kajütte verschwunden, ich aber stand noch lange an der Verschanzung und schaute stumm und tief erschüttert nach der Insel, bis ihre Umrisse verschwammen und sie sich in dunkle Nacht tauchte.

Die Schulrevision.

Humoreske von O. F. Schmidt.

In Schlappendorf liegt das Gasthaus zur „Goldenen Gans,“ dem Schulhause gerade gegenüber und so kommt es denn oft, daß der Lehrer Hudler, wenn er die Schlappendorfer Schuljugend entlassen hat, über die Dorfstraße schlendert und sich in der „Gans“ nach den heißen Sommerschulstunden mit einem Schoppen stärkt, um des Halses Trockenheit zu beseitigen und den lästigen Schulstaub hinunter zu spülen. Herr Hudler ist überhaupt kein Spielverderber und allezeit gern bereit, beim Skat den dritten Mann zu machen. So ein Skat kann mitunter etwas lange dauern. Neulich ist denn auch Herr Hudler bei seinem Herrn Schulinspector angeklagt worden, daß er alle Tage in der goldenen Gans sitze und dort Karten spiele bis in die Nacht. Der gestrenge Herr Schulinspektor befürchtete nun, daß der Unterricht darunter leiden könnte und beschloß, eine plötzliche Revision der Schlappendorfer Schule vorzunehmen. Eines Morgens also erschien er unerwartet im Schulzimmer, traf aber alles in bester Ordnung und konnte sich über Kenntnisse und Fertigkeiten der kleinen Schlappendorfer nur lobend äußern. Aber sein Mißtrauen war einmal wachgerufen. Deshalb nahm er sich vor, bald wieder zu kommen.

Es war an einem heißen Augusttage, als der Wagen des Herrn Schulinspektors auf der Dorfstraße in Schlappendorf hielt, aber merkwürdiger Weise nicht vor dem Schulhause, sondern einige hundert Schritte davon entfernt. So zwischen elf und zwölf Uhr mochte es sein, gerade in der letzten Vormittags-Schulstunde, als der Herr Schulinspektor in das weinumrankte Schulhaus eintrat. Schon in den Hausflur vernahm er das leise Summen und Schwirren, das die Nähe vieler Kinder verräth. Er horchte unwillkürlich an der Thüre des Schulzimmers; aber er hörte keine laute Stimme, hörte weder Frage noch Antwort, sondern nur jenes gleichmäßige Geräusch, öfters unterbrochen von dem Klappern der Tafelstifte und Federkasten. Sollte der Herr Lehrer vielleicht nicht anwesend sein? — Der Gestrenge öffnete allmählig und leise die Thüre und übersah alsbald die Situation.

Da saß der brave Hudler auf dem Katheder, den Kopf auf die Hände gestützt, und schlief den sanften Schlaf des Gerechten, während die Kinder mit behaglicher Langsamkeit ihre schriftlichen Aufgaben erledigten. Als einige von ihnen den eintretenden Herrn Schulinspektor sahen, wollten sie sich erheben; er aber winkte ihnen zu, sitzen zu bleiben. Still setzte sich der Herr Schulinspektor auf eine Seitenbank und faßte den schlummernden Lehrer in's Auge, indem er dachte: „ich will doch einmal sehen, wie lange der noch schlafen wird! Jetzt habe ich ja die schönste Gelegenheit, ihn 'mal ein bischen zu kneifen und ihm sein spätes Sitzen im Wirthshause vorzuhalten.“ Mit Würde lehnte er sich zurück und schlug die Arme vor der Brust übereinander. Er saß im Halbdunkel. Vor einem blendenden Sonnenstrahl, der durch das Weinlaub, welches das Fenster fast verhüllte, sich hindurchstahl, schloß er die Augen, als wolle er seine Gedanken so recht innerlich sammeln und — schlief ein.

Nach einiger Zeit erwachte Hudler und gewahrte zu seinem größten Schrecken den Schulinspektor, der aber mit vornübergebeugtem Kopfe friedlich stille dasaß und nickte. Erschrocken sah Hudler nach seiner Uhr, um festzustellen, wie spät es eigentlich sei und wie lange er ungefähr geschlafen haben mochte. Es war gerade zwölf Uhr. Mit höchster Befriedigung und Genugthuung nahm Hudler bei einem zweiten Blick auf seinen Vorgesetzten wahr, daß dieser ebenfalls in den Bann eines tiefen Vormittagsschlummers gefallen war, ihm also im schlimmsten Falle nichts vorwerfen konnte. Er beschloß, den Gestrengen nicht anzureden und wenn irgend möglich gar nicht zu wecken. Den aufmerksam gewordenen Kindern gab er leise das ihnen bekannte Zeichen zum Aufbruch. „Pst! pst! auf den Zehen!“ Die Kinder verstanden ihn wohl, befolgten seinen Wink so gewissenhaft wie selten, und ohne Geräusch wurde das Klassenzimmer verlassen; Hudler aber klinkte leise die Thüre hinter sich ein und athmete draußen erleichtert auf. Zufrieden mit dem Verlauf der Dinge, ging er hinüber zur „Goldenen Gans“, setzte sich unter die schattige Linde vor dem Wirthshause, bestellte sich einen guten Schoppen, den er sich mit besonderem Behagen schmecken ließ und beobachtete dabei fleißig das Schulhaus. Schon schlug die Thurmuhr Eins — da wurde die Thüre des Schulhauses hastig aufgerissen und heraus trat der Schulinspektor, sah sich scheu rings um, ging eilig nach seinem Wagen und fuhr schnell davon. — Es dauerte dann Jahr und Tag, bis in Schlappendorf wieder einmal Schulrevision war.

Von Osman Pascha.

Der bekannte englische Kriegskorrespondent Archibald Forbes hat kürzlich ein Buch mit dem Titel "Czar and Sultan" veröffentlicht, das den letzten russisch-türkischen Krieg zum Gegenstand hat und aus dem wir hier die Begrüßungsscene zwischen dem Großfürsten Nikolaus, dem Höchstkommandirenden des russischen Heeres, und Osman Pascha nach dem Fall Plewnas, sowie Bemerkenswerthes über Gurkos Balkanübergang mittheilen wollen. Die Begegnung der beiden feindlichen Heerführer, des Siegers und des ruhmreichen Besiegten, wird in dem vorliegenden Buche mit folgenden Worten geschildert: „Nach der Parade über seine Truppen äußerte der Großfürst Nikolaus die Absicht, sich nach Plewna zu begeben, um Osman Pascha seine Hochachtung zu bezeugen. Wir alle folgten ihm über die Brücke.... Plötzlich hielt die ganze Schaar an und man hörte laut „Osman! Osman!“ rufen. Es war ein fesselnder Anblick, als Osman Pascha heranfuhr, umgeben von einer Kosaken-Eskorte, die wohl eine Ehrenwache sein sollte. Etwa zwanzig junge Offiziere, die, wie wir erfahren, seinen Stab bildeten, folgten ihm auf kleinen Pferden. Der Großfürst Nikolaus ritt auf den jetzt anhaltenden Wagen des türkischen Generals zu, und während einer vollen Minute sahen die Beiden sich dann starr und schweigend in die Augen. Plötzlich aber schüttelten sie sich herzlich die Hände, während der russische Oberbefehlshaber sagte: „General, ich achte Sie hoch wegen Ihrer tapferen Vertheidigung Plewna's, die zu den glänzendsten Beispielen militärischer Tüchtigkeit und des Heldenmuthes in der neueren Geschichte gehört.“ Osman neigte leicht sein Gesicht, auf welchem der Ausdruck körperlichen Schmerzes bemerkbar wurde, als er sich trotz seiner Wunde grüßend von seinem Sitz erhob und in leisem Tone einige gebrochene Worte äußerte. Die russischen Offiziere grüßten ihn mit auffallenden Zeichen der Hochachtung, es wurde sogar „Bravo!“ gerufen. In diesem Augenblick ritt auch Fürst Karl von Rumänien heran, um dem türkischen Feldherrn einige ehrende Worte zu sagen und ihm ebenfalls die Hand zu schütteln. Auch ihm gegenüber beobachtete Osman Pascha die Gesetze der Höflichkeit und verbeugte sich dankend vor dem Fürsten, indem er sich von Neuem mit schmerzlicher Anstrengung von seinem Sitz erhob, aber sein Gesicht zeigte jetzt deutlich den Ausdruck der Bitterkeit und er machte seine Verbeugung in finsterem Schweigen. Der Fürst von Rumänien war ein Vasall der Pforte, und augenscheinlich betrachtete Osman Pascha ihn als einen Verräther an seinem Lebensherrn. — Die Stabsoffiziere des Großfürsten Nikolaus gaben offen mit Worten zu erkennen, daß die Entschlossenheit und Thatkraft in den Gesichtszügen Osman Paschas einen tiefen Eindruck auf sie machte. Der Oberst Goullard, der französische Militärattache, äußerte: „Es ist ein Gesicht von gewaltigem Ausdruck und übertrifft noch das ideale Bild, das ich mir von dem Manne gemacht hatte.“ Skobelew war nicht weniger begeistert, er rief aus: „Es ist das Gesicht eines großen Soldaten!“

Durchschaut.

Richter: „Wie alt, Zeugin?“
Zeugin (zögernd): „Achtzehn!“
Richter (streng): „Sie haben hier die reine Wahrheit zu sagen, Zeugin.. ich gebe Ihnen noch zwei Minuten Zeit, älter zu werden!“

Im Konzert.

„Dieser Klaviervirtuos soll früher einfacher Schmiedegeselle gewesen sein!“

„Man merkt's; manchmal thut er noch so, als ob er den Amboß vor sich hätte!“